

Christian Schünemann
Bis die Sonne scheint

ROMAN

Diogenes

Covermotiv: Gemälde von Signe & Genna Grushovenko, ›Sly‹
© Signe & Genna Grushovenko
Druck & Bindung: CFI books GmbH, Leck

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2025 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von §44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2025
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
120/25/852/1
ISBN 978 3 257 07331 7

Ihre Absätze hallten auf den Kunststeinfliesen, als würde sie einen Saal betreten und nicht die Poststelle von Frau Pieper am Amselweg.

Sie habe es schrecklich eilig, sagte die Frau und wedelte mit einem schmalen Umschlag. Sie wolle nur schnell diesen Brief aufgeben.

Ich stand vor ihr mit der Geschäftspost meiner Eltern, wie immer einem ganzen Stapel, und rührte mich nicht von der Stelle, während Frau Pieper vorschlug, die Frau mit dem einzelnen Brief vorzulassen.

»Klar«, sagte ich und trat zur Seite.

Frau Pieper rückte erst mal ihre Brille auf der Nase zurecht, klappte in aller Ruhe das große Album auf und ließ ihren Blick gemächlich über den Bogen mit den Standardmarken schweifen, als könne sie sich nicht entscheiden, welchen von den dunkelgrünen Gustav Heinemanns sie nehmen sollte.

Ich tat, als würde ich mir die Gesichter der RAF-Terroristen auf dem Plakat an der Wand einprägen, und schielte verstohlen auf die dunkelblaue Jacke dieser Frau neben mir, auf den feinen Stoff, die weiße Umrandung und den blonden Haarschopf, der im künstlichen Licht der Neonröhre schimmerte. Ihre Haarspitzen drehten sich auf Kinnhöhe

ein und wippten ungeduldig, während Frau Pieper hinter dem Tresen beim Aufkleben und Abstempeln der Briefmarke bummelte und bis zur Herausgabe des Wechselgelds hartnäckig versuchte, ein Gespräch anzuknüpfen.

Die Fremde ließ sich auf nichts ein, sagte nicht viel mehr als »danke«, »gut« und »schön« und verließ den Postraum.

Frau Pieper und ich blieben in einer zarten Parfümwolke zurück, schauten ihr hinterher und beobachteten, wie sie draußen über Steine und Schlaglöcher zu ihrem Auto stöckelte.

Der silberne Chevrolet war mir schon ein paarmal aufgefallen, wie er durch unsere Siedlung glitt. Anders als die anderen amerikanischen Autos im Landkreis hatte er kein US-Kennzeichen, sondern eines wie wir mit OHZ. Das breite Rücklicht blinkte rot und träge, als er in den Sandbergweg einbog und Richtung B6 aus unserem Blickfeld entschwand.

Frau Pieper donnerte Stempel für Stempel auf unsere Drucksachen und sagte, das sei Frau Schlüter gewesen. Sie wohne auf der anderen Seite, arbeite als Avon-Beraterin und käme aus der DDR wie auch ihr Mann, der irgendetwas bei Radio Bremen sei.

»Und bei euch zu Hause?« Frau Pieper kritzelte ihre Unterschrift auf den Beleg. »Deine Mutter lässt sich ja gar nicht mehr blicken.« Ihre grauen Augen verschwammen hinter den dicken Brillengläsern zu Pfützen. »Ist alles in Ordnung?«

»Bei uns?«, stotterte ich und nahm den Zettel. »Bei uns ist alles okay.«

»Und dein Vater?« Frau Pieper beugte sich vor und stützte sich auf dem Tresen ab. »Hat er gut zu tun?«

»Und wie«, antwortete ich, steckte den Beleg ein und verabschiedete mich.

Ich war schon in der Tür, als ich mich noch einmal umdrehte: »Wirklich! Alles bestens.«

Je länger der Regen anhielt, desto tiefer suchten wir in den Schränken nach geeigneten Behältern für das Wasser, das sich auf dem Flachdach zu einem großen See staute, aufs Gebälk drückte und durch die Nähte der Dachpappe sickerte. Es durchnässte im Dachzwischenraum die Isolierwolle und die Nester der Mäuse und fand im Flur, im Bereich der Oberlichter zwischen Stromleitungen und Sechzigwattglühbirnen, seinen Weg durch die Deckenverkleidung, marmorierte an den Styroporplatten in Gold- und Bronzetönen und fiel in Tropfen herunter.

Auf dem Teppichboden entstand ein Landkartenmuster aus kleinen und großen Inseln, die anwuchsen und sich über die gesamte Länge des Flurs zu riesigen Kontinenten vereinigten. Wir stellten immer mehr Eimer und Töpfe auf, darunter auch Rühr- und Puddingschüsseln, Auflauf- und Backformen, liefen Slalom um die Hindernisse und leerten sie regelmäßig ins Klo.

In der weißen Porzellanschüssel wurde erst sichtbar, was sich über unseren Köpfen zusammenbraute und aus unserem Dach geflossen kam. Der Anblick der braunen Brühe war beschämend und empörend zugleich und der Ausfluss so undefinierbar, dass nicht mal unsere Hunde ihre Nase hineinstecken wollten.

»Siegfried, denk dran, das Dach zu reparieren«, mahnte meine Mutter, wenn der Regen aufhörte, und wiederholte die Ansage stereotyp mit immer sorgenvollerem Blick in den norddeutschen Himmel, der schon wieder dabei war, sich zuzuziehen, bis mein Vater seine Hausschuhe gegen die Gartenschuhe tauschte und meinen Bruder aufforderte, das Gleiche zu tun. Gemeinsam holten sie den Bunsenbrenner aus dem Schuppen und wuchteten ihn mit der schweren Gasflasche und der Teerpappe über die lange Leiter aufs Dach hinauf.

Auf der Suche nach den Löchern erzitterte das Haus unter ihren Schritten. Das Dach knackte auch dort, wo sie nicht ihren Fuß hinsetzten, und in der brüchigen Pappe entstanden neue Risse, die mit bloßem Auge oft gar nicht zu erkennen waren.

In jener Nacht war es ein besonders großes Konzert, das in seiner Vielstimmigkeit ganz harmonisch klang. Jeder Tropfen hatte seinen eigenen Rhythmus, seine eigene Geschwindigkeit und produzierte seinen eigenen Ton, abhängig von Fassungsvermögen, Füllstand und Material des Eimers oder Topfs, in den er fiel.

Der Missklang, ein sattes und schmatzendes Geräusch, war nur mit geübten Ohren zu hören und erzählte, dass das Wasser wieder einmal ein neues Loch gefunden hatte und der Nadelfilz sich an einer Stelle zwischen den Behältern mit Wasser vollzusaugen begann.

Ein weiterer Eimer oder Topf musste her, und von meinen Geschwistern in ihren Zimmern rührte sich niemand. Dass alle schon schliefen, bezweifelte ich. Eher stellten sie

sich taub, hörten über Kopfhörer Musik, schrieben Tagebuch oder mikroskopierten, und was außerhalb ihres Zimmers passierte, war ihnen scheißegal. Ich schlug meine Decke zurück.

Am Ende des langen Flurs machte ich die Tür zum Korridor auf, an dem links der Windfang mit Gäste-wc lag, geradeaus die Küche und rechts das Wohnzimmer. Die Glastür war geschlossen, wie immer, wenn für uns die Schlafenszeit angebrochen war und meine Eltern bis Sendeschluss vor der Flimmerkiste sitzen blieben.

Jetzt war es still da drinnen, der Fernseher stumm. Durch die getönte Scheibe fiel das Licht der Wohnzimmerlampe. Die Umrisse meiner Eltern auf der Polstergarnitur zeichneten sich nur undeutlich ab. Beide saßen ein wenig vornübergebeugt, als betrachteten sie auf dem niedrigen Tisch mit der runden Marmorplatte ein Problem, ein großes Rätsel, das vor dem Schlafengehen noch gelöst werden musste. Ich ahnte, dass es nicht darum ging, was nach Veröffentlichung der ersten Hochrechnung bereits ausgiebig beklagt und kommentiert worden war: dass Helmut Kohl tatsächlich die Bundestagswahl gewonnen hatte.

Das Schweigen meiner Eltern und das Schweigen des Fernsehers mussten eine andere Ursache haben und etwas sein, das noch obendrauf kam. Die Stille und Abwesenheit jeglicher Geräusche war ungewohnt und bleiern und gab mir das Gefühl, dass es da drinnen um etwas ging, das uns alle, die ganze Familie, direkt und unmittelbar betraf und das meine Eltern vor uns – meinen Geschwistern und mir – verheimlichen wollten.

Ich huschte barfuß auf Zehenspitzen in die Küche hi-

nüber. Bevor ich vorsichtig das Topfkarussell in Bewegung setzen konnte, um möglichst lautlos den nächstbesten Behälter herauszunehmen und so schnell wie möglich wieder in mein Zimmer und mein Bett zu verschwinden, hörte ich hinter der Durchreiche die Stimme meiner Mutter. Sie klang mutlos.

»Was machen wir jetzt?«, fragte sie.

Von meinem Vater kam keine Antwort. Niemand rührte sich, auch nicht die Hunde in ihren Körben, als hätte die Frage eine Lähmung ausgelöst. Nur am Geschirrspüler blinkte unablässig das grüne Lämpchen und zeigte an, dass der Trockenvorgang beendet war.

»Nehmen wir uns einen Strick?«, fragte meine Mutter.

Den Kühlschrank durchlief ein Zittern. Die Flaschen in seinem Inneren klirrten leise. Im Wohnzimmer wurden Kaffeetassen und Aschenbecher ineinandergestellt – das Signal, dass das Gespräch und der Abend beendet waren und vielleicht auch das Leben, das wir bisher geführt hatten.

ein senkrechter Strich — une ligne verticale
ein krummer Fingernagel — un ongle tordu
eine Berührung mit der Schulter — toucher de l'épaule

Ich benutzte das kleine Vokabelheft, das in die Gesäßtasche passte und gut überallhin mitzunehmen war. Links vom blassrosa Strich trug ich die deutschen Wörter ein, rechts die französische Entsprechung aus dem Langenscheidt-Wörterbuch. Wenn ich das Vokabelheft aufschlug und die klare Rechts-links-Einteilung sah, dazu die Linien, gefüllt mit Wortpaaren und meinem gleichmäßigen Schriftbild, überkam mich ein Gefühl der Ruhe und Zufriedenheit.

Die Aufgabe war klar, übersichtlich und beherrschbar. Ich lernte drei Wortpaare am Stück, wiederholte sie im Kopf oder im Flüsterton so lange, bis ich sie einigermaßen fehlerfrei draufhatte. Dann nahm ich mir die nächsten drei Wortpaare vor, wiederholte alle sechs zusammen plus die nächsten drei und arbeitete mich auf diese Weise die Seite runter und – unten angekommen, nach demselben Muster – die Seite wieder rauf.

»Verstanden?«, fragte ich. »*Compris?*«

»*Compris*«, antwortete Jean-Philippe, mein französischer Gastbruder, der wie jeden Abend dabei war, den Spalt unter meiner Zimmertür mit einem Handtuch abzudichten.

Schon beim ersten Abendbrot, er hatte sich kaum hingesetzt, strich er mit der Messerklinge waagrecht über die Butter, sodass die Zähne ein gekämmtes Muster auf der Oberfläche hinterließen. Bis zu seiner Abreise führte er die Bewegung selbstbewusst, mit gespreiztem Ellenbogen, mehrmals hintereinander aus, ohne sich darum zu kümmern oder sich dafür zu interessieren, dass wir die Messerklinge anders handhabten, als es anscheinend bei ihm zu Hause in Frankreich der Fall war. Wir führten sie mit einem senkrechten Schnitt durch die Butter.

Ich übernahm die Technik von Jean-Philippe, die Butter horizontal abzustreichen, was äußerst praktisch war, wenn die Butter aus dem Kühlschrank kam und noch hart war wie Stein. Es war der Bruch mit einer Gewohnheit, die ich bis dahin nicht hinterfragt hatte.

Mein Vater sagte nichts und beschränkte sich darauf, die Butter auf seiner Seite nur noch exakter und sauberer abzuschneiden. Wenn es nach ihm ginge, würden wir die Butter nicht nur senkrecht, sondern auch nur von einer Seite anschneiden. So hatte er es einmal versucht anzuordnen und diese Anordnung mit dem üblichen »nebenbei gesagt« eingeleitet, als wollte er damit bereits dem Widerstand entgegenreten: Wir sollten aufhören, aus dem rechteckigen Butterklotz zuerst ein Fünfeck, dann ein Sechseck und schließlich ein Achteck zu machen, bis irgendwann überhaupt keine Form mehr zu erkennen war.

»Das kann ja wohl nicht so schwer sein«, beendete mein Vater seine Ausführungen.

»Wie soll das in die Praxis umgesetzt werden?«, fragte Boris, und Angela wollte wissen: »Sollen wir uns bei jedem Stück Butter auf eine Seite einigen und dann die Butter von dieser Seite Stück für Stück abtragen?«

Sie bezeichneten seine Vorstellungen als »faschistoid«.

Auch wenn ich bei der Diskussion meine Klappe hielt, konnte ich meinen Vater insgeheim gut verstehen. Ein frisches, unangetastetes Butterstück erinnerte ihn vermutlich an einen Backstein, und seine planlose Zerstückelung widersprach seinem Empfinden für Material und beleidigte sein Architektenauge. Er dachte in rechten Winkeln, wie er auch seine Häuser zeichnete: grundsätzlich von allen vier Seiten, akribisch vermaßt, technisch und schwarz-weiß. Die Darstellung von Natur als schmückendem Beiwerk, an der er sich versuchte und bei der er auf kein Lineal und keinen rechten Winkel zurückgreifen konnte, erinnerte dagegen an seine Handschrift: hingeworfene, gekritzelte Schnörkel – und das sollten dann Blumen, Büsche und Bäume sein.

Ich zeichnete damals, inspiriert von meinem Vater, ebenfalls Häuser, arbeitete dabei mit Filzern und starken Farben und steckte die Stifte nach Gebrauch zurück in ihre Verpackung nach ihrer farblichen Reihenfolge.

»Naiv« nannte Boris meine Bilder, die teilweise immer noch im Wechselrahmen im Flur hingen, und Oma Lydia sagte, als wäre sie bereit, auch diesen Schicksalsschlag hinzunehmen: »Vielleicht wirst du ja auch eines Tages Architekt.« Und seufzte: »Wie dein Vater.«

Jean-Philippe streute Dope in den Tabak, während ich rasch und routinemäßig die dunklen Ecken im Zimmer kontrollierte, die Lücke zwischen Schreibtisch und Wand, die dunklen Innenräume von Kleiderschrank und Bettkasten und zum Schluss den Bereich hinter der Gardine.

»*Ça va?*«, fragte Jean-Philippe.

Der krumpelige Glimmstängel, den er mir reichte, fühlte sich feucht an, wo er ihn beim Anzünden mit seinen Lippen benetzt hatte, und unsere Schultern berührten sich, als wir nebeneinandersaßen. Die Zweige der Zierkirsche draußen vor dem Fenster verbanden sich mit dem Gardinenmuster zu buckligen Gestalten und unheimlichen Gesichtern, verstärkt durch die Hintergrundbeleuchtung, das Lampenlicht, das durchs große Wohnzimmer auf die Terrasse fiel.

Es dauerte ein bisschen, aber dann konnte Jean-Philippe sie auch sehen, die knochige Hand, den langen Finger mit dem krummen Nagel und schließlich die Hexe komplett in ihren Lumpen, mit den zotteligen Haaren, die unter dem spitzen Hut hervorschauten. Sie war damals aus den Kulissen des Niederdeutschen Theaters in Bremen-Walle gehumpelt, ließ ihren stechenden Blick von der Bühne herunter durch die Zuschauerreihen wandern und tat genau das, was ich befürchtet hatte und auch durch Weggucken nicht verhindern konnte: Sie fixierte mich, streckte ihren Arm aus und zeigte mit ihrer knochigen Hand und einem langen, krumm gewachsenen Fingernagel auf mich, meinen Seitenscheitel und gestreiften Pullunder. Dabei stieß sie eine Verwünschung aus, die das gesamte Publikum – also alle Schülerinnen und Schüler meiner Grundschule und anderer Grundschulen im norddeutschen Raum – erschauern ließ.

Obwohl ich wusste, dass es Hexen nur in Märchenbüchern oder auf Schallplatten gab, konnte ich es drehen und wenden, wie ich wollte: Die Hexe, die ich gesehen hatte, war aus Fleisch und Blut gewesen. In der Sekunde, in der sich unsere Blicke getroffen hatten, war zwischen uns eine Verbindung entstanden, die ich nicht mehr kappen konnte. Sie kam mit mir nach Hause, nistete sich zwischen meinen Schränken und Schubladen ein, und ich war anscheinend bis an mein Lebensende dazu verdammt, die dunklen Ecken in meinem Zimmer in immer genau dieser Reihenfolge zu kontrollieren: zuerst die Lücke zwischen Schreibtisch und Wand, dann den Innenraum vom Kleiderschrank, den Bettkasten und zum Schluss den Bereich hinter der Gardine.

Selbst als die Angst verblasst und verschwunden war, führte ich die Kontrollrunde weiter durch. Sie war eine Angewohnheit aus grauer Vorzeit, ein Überbleibsel aus meinen Kindergarten- oder Grundschultagen, die wie das Vokabelheft zu einem funktionierenden System gehörte, das ich zwanghaft beibehielt und vor dem Schlafengehen so gehorsam absolvierte wie das Zähneputzen, Schultaschenpacken und Vokabeln lernen.

»*C'est fou*«, sagte Jean-Philippe.

»Ja«, bestätigte ich. »Das ist verrückt.«

Als Jean-Philippe zwei Tage später abreiste, hinterließ er eine tiefe Kuhle in der Butter, die von uns nun von allen Seiten Stück für Stück weggeschnitten wurde, bis nichts mehr von ihr übrig war.

Die französischen Zeiten waren vorbei. Beim neuen Stück Butter war das horizontale Abstreichen und Kämmen mit den Messerzähnen mit sofortiger Wirkung untersagt.

den Abwasch machen — faire la vaisselle
die Hausaufgaben machen — faire les devoirs
die Hundekacke wegmachen — ramasser le caca de chien

Wir brauchen Geld«, sagte meine Mutter und knallte mit der Schranktür. »Will jemand mit?«

Der Ford Capri parkte auf der gepflasterten Fläche hinter der Pforte. Meine Mutter schloss im Vorbeigehen für mich die Beifahrertür auf, warf ihre Handtasche rein, ging ums Auto herum und stieg auf der Fahrerseite ein.

Der erste Streckenabschnitt auf der Fahrt über die B6, bis zur großen Kreuzung und zum Abzweig nach Osterholz-Scharmbeck, dauerte normalerweise ziemlich genau eine Zigarettenlänge – wenn man nicht gerade hinter einem Laster hing. Meine Mutter trommelte nervös mit den Fingern auf dem Lenkrad, pustete ungeduldig den Zigarettenrauch zum Seitenfenster hinaus und stützte sich mit dem Ellenbogen auf das breite Türpolster. Überholen war praktisch unmöglich, zu viel Gegenverkehr.

Der Tabak am Ende der Zigarette glühte und knisterte. Der linke Reifen touchierte den Mittelstreifen. Dann setzte meine Mutter den Blinker und gab Gas.

Ich stemmte auf dem Beifahrersitz meinen Fuß auf den Boden. Wir befanden uns auf der falschen Fahrbahnseite, konnten nur noch auf die Kraft des Motors vertrauen und rasten immer schneller dem Auto entgegen, dessen Fahrer bereits die Lichthupe betätigte. Endlich scherten wir rechts ein und ließen mit 120 km/h den Laster und das Tempo-70-Schild hinter uns zurück.

Zu beiden Seiten der Bundesstraße lagen Felder und Wiesen, vereinzelt Einfamilienhäuser und Bauernhöfe und in der Ferne, leicht erhöht, ein rotes Backsteingebäude, die Dorfschule, die ich nach meinen Geschwistern als Letzter besucht hatte. Die meisten Mitschüler von damals waren schon lange aus meinem Blickfeld verschwunden, Kinder in kurzen Hosen und Gummistiefeln, die nach Kuhstall rochen, unbeholfen mit dicken Filzern eierförmige Kringle malten und dabei das Papier zerknickten, als ich schon mit Füller schrieb, und bei denen schon damals klar war, dass sie es niemals aufs Gymnasium schaffen würden.

Ich hielt Abstand zu diesen Kindern, als würde noch etwas anderes von ihnen ausgehen als bloß der Geruch nach Kuhstall, begann, Fleißsternchen und Sauberkeitspunkte zu sammeln und den Erwartungen gerecht zu werden, die meine Eltern in meine Geschwister und mich setzten. Wir waren der Beweis, dass wir uns auf der Erfolgsspur befanden und zu den Klugen gehörten. Wir würden aufs Gymnasium gehen, studieren, und unsere Zukunft würde großartig sein, eine einzige Bestätigung für unsere bereits großartige Gegenwart.

Meine Mutter drückte den Zigarettenstummel aus und klappte geräuschvoll den Aschenbecher zu, als wäre von allen Dingen, die noch zu erledigen waren, diese Sache schon mal geschafft. Ein Hauch von Zuversicht breitete sich aus, als hätte sich mit Rauch und Nikotin vorübergehend auch ein Ärger verflüchtigt, der proportional zur Menge an ungeöffneten Briefen anwuchs, die plötzlich, in einem nicht näher definierten Moment, spontan von meinem Vater oder meiner Mutter unwillig, fast trotzig und gleichzeitig mit dem Mut der Entschlossenheit aufgerissen, auseinandergefaltet und stumm, mit einem spöttischen Gesichtsausdruck und einer Zigarette im Mundwinkel gelesen wurden.

Meistens wurden sie ebenso stumm wieder zusammengefaltet und irgendwo an einem anderen Ort, bei den Telefonbüchern oder den Handschuhen und Mützen, abgelegt, manchmal mit einer verächtlichen Bemerkung.

Die Scheibenwischer quietschten auf der Windschutzscheibe, der Fahrtwind drückte die Regentropfen beiseite, und ich spürte, dass jetzt eine Gelegenheit wäre zu sagen, dass ich die Bemerkung mit dem Strick gehört hatte, um dann beiläufig zu fragen, ob meine Eltern ernsthaft mit dem Gedanken spielten, Selbstmord zu begehen – und wenn ja, was genau das Problem war. Mit dem neuen Kanzler, der neuen Regierung und der geistig-moralischen Wende hatte es wohl nichts zu tun, sondern eher mit der Post von Finanzamt, Steuerberater und Amtsgericht. Hatten sich inzwischen so viele Briefe angehäuft, dass es keine Lösung mehr gab?

Andererseits war der Freitag noch in derselben Nacht

verworfen und fürs Erste kein Strick geknüpft worden. Falls der Selbstmord dennoch eine Option war, würde ich wissen wollen, ob meine Eltern sich Gedanken darüber gemacht hatten, was dann aus uns werden würde, aus mir und meinen drei älteren Geschwistern. Wer würde für uns sorgen? Oma Lydia als alte Frau mit schwachen Nerven und vorsintflutlichen Ansichten und Erziehungsmethoden? Oder Angela, als die Älteste von uns, die gerade volljährig geworden war, aber auch keine Ahnung hatte?

Vielleicht würde Tante Ingeborg aus Amerika anreisen und alles regeln. Aber was genau würde sie regeln? Sie würde uns wohl kaum alle mitnehmen können in ihr Haus im Vorort von Chicago zu Onkel, Cousin und Cousine. Das Flugticket kostete ja schon ein Vermögen. Vielleicht könnte ich, wenn ich mich besonders kooperativ, nett und freundlich zeigte, als Einziger von uns die Erlaubnis erwirken mitzukommen.

Am Ende würden wir doch alle ins Waisenhaus gesteckt werden, zum Beispiel ins sos-Kinderdorf bei Worpswede, für das wir einmal gespendet hatten und seither jedes Jahr in der Adventszeit schaurig-schöne und irgendwie sehr traurige, naiv bemalte Postkarten geschickt bekamen.

Wir näherten uns bereits dem gelben Ortsschild der Kreisstadt Osterholz-Scharmbeck. Mir lief die Zeit davon, und ich überlegte fieberhaft, wie ich es am besten anstellen könnte, den richtigen Ton zu treffen und vernünftige Worte zu finden, ohne gleich einen Anschiss zu bekommen oder einen Aufruhr zu provozieren, der zeigte, wie blank bei uns die Nerven lagen. Eines war klar: Wenn ich den Mund aufmachte, würde alles, was mir durch den Kopf schoss und

mir im Moment noch völlig irrsinnig vorkam, sehr real im Raum stehen, und wir müssten damit umgehen.

Als würde meine Mutter meine schrägen Gedanken und Sorgen spüren, tastete sie auf der Mittelkonsole nach der Pfefferminzrolle und sagte in unternehmungslustigem Ton: »Hör mal.« Sie betätigte den Blinker. Der vertraute Rhythmus und der stupide Ton wirkten beruhigend. »Brauchst du noch etwas?«

Ich war überrascht. Mit einem solchen Angebot aus heiterem Himmel hatte ich am wenigsten gerechnet. Schließlich hatte ich weder Geburtstag, noch hatte ich mich in der letzten Zeit durch besondere Leistungen hervorgetan. Ich verwarf auf der Stelle alle Fragen, Anschuldigungen und anklagenden Worte und überlegte stattdessen, ob jetzt der richtige Zeitpunkt wäre, den Konfirmationsanzug sicherzustellen. Mir schwebte eine Kombination aus einem nachtblauen Samtjackett, weinroter Fliege und steingrauer Flanellhose vor, wie sie im Schaufenster vom Kaufhaus Reuter zu besichtigen war und in den Augen meiner Eltern und Geschwister als extrem speißig galt.

Obwohl ich bereits angekündigt hatte, das Samtsakko tagein, tagaus zu tragen, vermutlich mit aufgekrempelten Ärmeln, wollte meine Mutter mich mit Hose und Jacke aus dunkelblauer Popeline abfinden, eine sportliche und unfeierliche Variante, um zu verhindern, dass der Konfirmationsanzug, einmal getragen, hinterher im Schrank verschimmeln würde, wie es vor drei Jahren mit dem Konfirmationsanzug von Boris aus olivfarbenem Cord passiert war. Dass ich mit meinem Undercut-Haarschnitt anders tickte und auch nicht in Latzhosen auf Friedensdemos ging,

war bei meiner Mutter anscheinend noch nicht angekommen.

Ich beschloss, meine Forderungen nicht zu hoch zu schrauben, um nicht etwa am Ende leer auszugehen, und sagte, während meine Mutter in die Parklücke vor der Deutschen Bank setzte: »Ich brauche eine neue Hose.«

»Eine neue Hose?«, wiederholte meine Mutter, stellte den Scheibenwischer und die Scheinwerfer aus und schaute gedankenverloren über das verstaubte Armaturenbrett. Dann riss sie die Handbremse hoch. »Gute Idee«, lobte sie.

Wir hatten einen Plan und eine Aufgabe, die dem Nachmittag einen Sinn und dem Leben eine Normalität geben würden.

Meine Mutter langte in den Fußraum nach ihrer Handtasche und stieß, nach einem kurzen Blick in den Rückspiegel, entschlossen die Tür auf.